



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Italienische Novellisten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Landstreicher hat das Recht, hinter dem Gensdarmen die Zunge herauszurecken (sic!),“ — der kann nicht beanspruchen, in historischen Dingen ernsthaft genommen zu werden, höchstens etwa unter den Historiographen, die in der „Frankfurter Zeitung“ unter'm Strich das ihnen vertraute Gemüse der Weltgeschichte anbauen.

Die Stärke des Verfassers liegt, wie wir zeigten, auf einem andern Gebiete als dem methodischer Geschichtsforschung. Da, wo er das Leben des Tages der französischen Hauptstadt mit seinem scharfen Blicke, an der Hand der Kenntnisse und Berufserfahrungen, die ihm eigen sind, betrachtet, fördert er Interessantes, häufig Neues zu Tage. In dieser Beschränkung liegt seine Kraft; möge er des wohlmeinenden Rathes eingedenk sein. —

Italienische Novellisten.

Von der bereits früher*) angezeigten Sammlung Italienischer Novellisten, die Paul Heyse veranstaltet, sind neuerdings zwei neue Bände erschienen.**)

Die drei zuerst in d. Bl. besprochenen Bände der vorliegenden Sammlung, die sämmtlich Uebersetzungen von Romanen Ippolito Nievo's enthielten, konnten eingeleitet werden durch ziemlich reiche biographische Notizen über den frühverstorbenen Verfasser der Originale. Bei den jetzt vorliegenden Bänden fehlt jeder biographische Text, ein Mangel, der gewiß von vielen Lesern schmerzlich empfunden wird und in der Folge nach Möglichkeit vermieden werden sollte. Der wahre Werth eines Kunstwerkes wird ja natürlich stets gleich freudig genossen, ob wir nun wissen, welches Lebensschicksal dem Urheber desselben beschieden gewesen, oder ob wir das nicht wissen. Wie viele fragen z. B., wenn sie ein bedeutendes Bild schauen, unter welchen Verhältnissen der Maler groß geworden und zum künstlerischen Schaffen gediehen sei? Wer denkt, wenn er Shakespeare oder Goethe liest, zunächst an die Lebenslaufbahn des Dichters? Aber diese Einwürfe halten wir doch im vorliegenden Falle für wenig berechtigt. Es handelt sich bei dieser Sammlung darum, dem deutschen Volke eine größere Anzahl ihm bis dahin völlig oder fast unbekannter italienischer Novellisten zu erschließen, deutsche Sympathien für sie zu gewinnen; zudem

*) Grenzboten, 1878. I. S. 426, 463.

**) Leipzig, F. W. Grunow, 1878.

Grenzboten II. 1878.

lauter zeitgenössische Dichter, über welche meist in Italien selbst die Akten noch nicht geschlossen sind; Mittelebende, über welche das Urtheil der eigenen Landsleute noch nicht rechtskräftig ist; daher muß naturgemäß auch der großen Menge der deutschen Leser, deren Urtheil durch die Sammlung selbst doch provokirt wird, jeder andere Maßstab zur Beurtheilung des Autors fehlen; wir sind einzig und allein auf die eine Erzählung oder auf die paar Nummern angewiesen, welche die Sammlung mittheilt. Was der Autor sonst geschrieben, erfahren wir hier nicht. Die italienischen Quellen, aus denen unsre Landsleute etwa über die bürgerliche Stellung und den Bildungsgang des italienischen Dichters sich Rath's erholen könnten, sind uns Deutschen meist ganz unzugänglich. Aus allen diesen Gründen ist der Wunsch nach einem, wenn auch noch so kurzen biographischen und literarischen Vorwort für jeden Novellisten, der in der Sammlung Aufnahme gefunden hat, gewiß durchaus gerechtfertigt.

Der zweite Band der Sammlung, den wir bei jener ersten Erwähnung zurückstellten, um die Werke Nievo's im Zusammenhang zu betrachten, enthält einen kleinen Roman von Anton Giulio Barrili, *Bal d'Olivi* (das Oliventhal). Die Handlung der Erzählung ist außerordentlich einfach. Eine gefeierte Schönheit Mailands, Donna Julia von Andrate, tugendhaft, edel, reich, „die schönste aller Herzoginnen“ verschwindet, nachdem sie von ihrem wüsten verschwenderischen Gatten erst durch Scheidung, zwei Jahre später auch durch den Tod getrennt worden ist, — sie befindet sich bei Eintritt dieses Ereignisses „im jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren“ — von der Bildfläche der Großstadt, und, als Gerüchte boshaftester Art sie selbst auf ihren Landsitz verfolgen, auch von diesem. Niemand weiß, wohin sie sich gewendet hat, und allmählig wird sie vergessen. Ein junger mailändischer Studer und Genüßmensch, Graf Flaviano Delaiti, gelangt in Folge eines Unglücksfalles, den sein Postwagen erlitten, in die kleine Fischerstadt Noli und entdeckt hier auf einem neuerbauten Landsitz „Bal d'Olivi“, tief versteckt vor der Welt, die Verschwundene. Sie ist die Wohlthäterin der Gegend, die Lehrerin der armen Kinder; wir bereiten uns vor, ein zweites „Engelsherz“*) in ihr zu finden. Wir begreifen vollständig, daß der junge Graf von Bal d'Olivi sich so angezogen fühlt, daß er Woche um Woche, Monat um Monat, die ursprünglich auf den folgenden Tag festgesetzte Abreise von Noli verschiebt.

Außer der wachsenden Neigung zu Julia fesselt ihn aber an diesen entlegenen Weltwinkel auch die wachsende Eifersucht. Der schlichte Sohn einer wohlhabenden Wittwe Noli's, Emanuel Lanfranco, hat schon zwei Jahre vor

*) Der Titel des ersten Romans der Sammlung von Ippolito Nievo. Vergl. Grenzboten 1878, I. S. 426. 463.

des Grafen Ankunft in Val d'Olivi allein um die Herzogin gelebt, ihr Latein gelehrt, und mit seinem Onkel, dem Kapitain und Schiffsbauer Vanfranco, und dem würdigen gelehrten Geistlichen Don Paragorio die Abende mit ihr verplaudert. Die Gefahr, die dem stillen Glück dieses jungen reinen Herzens durch das Erscheinen des Grafen Delaiti in Val d'Olivi droht, bringt Emanuel die wahre Natur seiner Empfindungen für die Herzogin zu deutlicher Erkenntniß. Die Nebenbuhler erkennen auch gegenseitig ihre Absichten und Gefühle und die Herzogin bereitet ihnen selbst den Anlaß, daß Jeder von seiner besten Seite sich zeige: zuerst an ihren Empfangsabenden, dann bei einem gemeinsamen Ausflug auf ihrer Nacht nach der Insel Vorgeggi. In allem Wissen, in aller tiefen und echten Empfindung und dem ergreifenden sprachlichen Ausdruck derselben, ist Emanuel dem Grafen weit überlegen; in allen Künsten der gesellschaftlichen Umgangsformen, den süßen Schmeichelworten der Salons und der tadellosen Erscheinung des Außern, überragt der Graf dagegen erheblich den gelehrten Naturburschen. In überaus feiner Weise ist geschildert, wie die Eifersucht Beide veranlaßt, die Vorzüge des Nebenbuhlers nach Kräften sich anzueignen, wie Beide wesentlich dadurch gewinnen, wie die Herzogin, wohlmeinend gegen Beide, mit geheimer Pein bemerkt, welch heiße Flammen sie in den Herzen zweier edler Männer entzündet habe.

Anfangs scheint ihr die Pflicht, Beide in angemessener Entfernung zu halten, Keinen zu bevorzugen, Keinen zu verletzen, ihre schöne Freiheit sich zu wahren, von der Vernunft wie von ihrer Stellung gleich bestimmt vorgezeichnet. Sie bestrebt sich, in rein „academischen“ Besprechungen über die Liebe, die Flaviano in den blühenden Bildern seiner formreinen Ergüsse begierig führt, beiden Herren ihren Standpunkt klar zu machen — Emanuel sucht sich bei solchen Gelegenheiten meist im Hintergrund mit irgend etwas zu beschäftigen, ist aber dabei ganz Ohr. Endlich bricht aber bei einer solchen academischen Discussion über die Liebe das zurückgehaltene Gefühl bei Flaviano durch. „Nun wohl,“ sagt er, Muth fassend, „ich glaube zu verstehen, was Sie wollen. Ihnen würde ein Mann behagen, den Sie zum Schweigen bringen können, wie die Hündchen, wenn deren Liebkosungen lästig werden. Ich glaube aber nicht, daß man einen Mann so behandeln darf; ich glaube, daß eine edle Empfindung sich eines Tages äußern muß, daß die Worte einmal besiegeln müssen, was das Herz empfunden und das Auge ausgedrückt hat.“ — Eine so warme Gefühlsäußerung hatte die Herzogin nicht gewollt und erwartet; sie glaubte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem sie Emanuel, der in der Nähe stand, fragte: „Was sagen Sie dazu, Herr Emanuel?“

„Ich,“ rief der Jüngling fast verwirrt durch die unerwartete Frage — „ich denke so wie Herr Delaiti.“ „Ja,“ fuhr er erregt fort, „es kommt der

Tag, an welchem die Lippen besiegeln, was das Herz empfunden, was das Auge ausgedrückt hat und was die Geliebte doch nicht hat verstehen wollen. Ja, es kommt ein Tag, wo das Herz überfließt und man dem entfesselten Wildbach vergeblich zuruft: nicht weiter! Es giebt etwas, das erhaben ist über alle Schranken der Welt, über alle berechneten Launen einer Frau, das ist die wahre, tiefe, übermächtige Liebe; die Liebe, die keine Grenzen kennt, die jedes Hinderniß besiegt, und die daher, wenn man sie in Banden schlagen will, nothwendig die Brust zerstören muß, die sie aufgenommen, erwärmt und gewahrt hat.“

„Hier meine Hand!“ rief Flaviano bewegt. Und er drückte die glühende Hand, die ihm Emanuel entgegenstreckte.

Natürlich erklärt Julie diesem unerwarteten Männerbündniß gegenüber, „daß alle Männer anmaßend sind; daß sie in diesem Kampf um das Glück nur an sich selbst denken und eben darum kein Verständniß für das Herz einer Frau besitzen“. Sie muß doch ihren Standpunkt wahren. Aber sie beginnt fortan nie mehr diese Art von „academischen Gesprächen“.

In der Fülle feiner psychologischer Beobachtung, welche der Roman bietet, ist diese Annäherung zweier edler Nebenbuhler im kritischsten Moment, wo ein gewöhnlicher Romanschriftsteller unfehlbar das so beliebte Auskunftsmittel des Duells und die Ohnmacht der Angebeteten hätte eintreten lassen, einer der feinsten und wahrsten Züge. Der kommende Tag schmilzt das Eis in den Herzen Beider vollständig. Auf einer sonnigen Frühwanderung nach dem Berggipfel über Val d'Olivi geloben sich die beiden Nebenbuhler die wahre Freundschaft großer Seelen. Jeder von Beiden ist erfüllt von der Ueberzeugung, daß die Entsagung dieser Frau gegenüber, das Bewußtsein nicht geliebt zu werden, ihm das Leben werthlos, den Tod süß machen müsse. Und doch geloben sie sich gegenseitig, daß Derjenige, der erkenne, der Andere werde bevorzugt, neidlos zurücktreten müsse. —

In jenen trüben Stunden, da Emanuel zuerst den Nebenbuhler in Val d'Olivi auftauchen sah, den feinen, welterfahrenen Mann, dessen Sieg bei Julia ihm damals zweifellos schien, hatte er gegenüber dem Onkel den Wunsch geäußert, beim Stapellauf des neuen Dreimasters Donna Julia, den der Onkel haute, mit nach Genua reisen zu dürfen. Die Mutter Emanuels, die wohl erkannte, was den Sohn nach Val d'Olivi ziehe und von der Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen beim Auftauchen des Grafen Flaviano gleichfalls überzeugt war, drängte ihren Bruder, den damals geäußerten Wunsch Emanuel's zu erfüllen. Nun, da Emanuel durch das Einverständniß mit Flaviano gleicher Kampf in Val d'Olivi möglich wäre, nimmt ihn der Onkel beim Wort. Wenn er nicht zur Unzeit sein Geheimniß verrathen will, muß er gehorchen. Er thut es. Er reist

mit dem Onkel nach Genua. Graf Delaiti bleibt allein zurück in der Gesellschaft der Herzogin. Näher und näher hofft er dem Ziel seiner Wünsche zu kommen. Statt dessen sieht er sich immer ferner diesem Ziele. Denn was der um zwei Jahre jüngere Emanuel Julia allmählig geworden, erkennt sie erst, als er ihr fern ist, als er in der Ferne sogar schweigt, nach langen vierzehn Tagen seinen ersten Brief sendet. Freundlich, aber gemessen antwortet sie. Harmlos plaudernd setzt er die Korrespondenz fort. Da überrascht der von Genua zurückkehrende Onkel Emanuel's sie mit der Nachricht, sein Neffe habe die bestimmte Absicht, das Schiff mit Auswanderern nach Amerika zu begleiten.

Man kann es dem Grafen Delaiti nicht verübeln, daß er sich diese überaus günstige Lage zu Nutzen macht, um wenigstens Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten. Wir ahnen schon bestimmt, wie diese Unterredung ausfällt. Die Herzogin bittet ihn, sich mit ihrer Freundschaft zu begnügen, und sie schweigt, als er andeutet, daß ein Anderer ihr theurer sei. Flaviano handelt nun treu seinem gegebenen Wort: er verschwindet aus Val d'Oliivi und Noli und unterrichtet Emanuel über Alles, was vorgefallen, auch über das, was die Herzogin verschwiegen hat. Sofort stürmt Emanuel nach Val d'Oliivi. Taktvoll und maßvoll wie immer naht er dem geliebten Weibe und gesteht ihr das tiefste Geheimniß seines Herzens. Und nun geschieht das Unbegreifliche. Weil sie „vielleicht in ihm den siegesgewiß auftretenden Bewerber“ erblickt, brüskirt sie ihn mit harten, wirklich unglaublich harten Worten. Und auch er verschwindet sofort von Noli, Niemand weiß wohin.

Es gehört aber wenig Kombinationsgabe zu der Vermuthung, wohin Beide sich gewendet haben. Denn Garibaldi macht eben wieder einen Einfall in das päpstliche Gebiet. Hier finden wir denn auch die jungen Männer, den Grafen als Offizier, Emanuel als einfachen Soldaten. Die Herzogin eilt natürlich auch hierher. Sie kommt gerade zur rechten Zeit, um Emanuel als Schwerverwundeten pflegen zu können, der Graf aber sucht und findet den Tod im Gefecht von Monterotondo. Damit schließt die Erzählung. Daß die Ueberlebenden sich heirathen werden, ist uns zweifellos. Der Dichter spricht es Angesichts des frischen Grabes Flaviano Delaiti's nur nicht ganz offen aus.

Diese gedrängte Angabe des Inhaltes beweist zur Genüge, daß der Verfasser vornehmlich innere Stimmungen und psychologische Konflikte malen will. Darin besteht seine Stärke. Die seelische Eigenthümlichkeit der wenigen Personen, die er auftreten läßt, ist interessant und scharf gezeichnet. Die Entwicklung der Charaktere, die Wandlungen und inneren Kämpfe, welche die an sich so einfache Handlung den Helden aufdrängt, sind mit größter Wahrheit und Frische und der liebevollsten Ausarbeitung des Details vorgetragen. Nur in einer Szene werden wir irre an der psychologischen Wahrheit und

noch mehr an der echten poetischen Empfindung des Verfassers. Es ist die Szene, in der Julie, nachdem ihr ihre Neigung zu Emanuel völlig klar geworden und sie dem Grafen Delaiti diese Neigung sogar bereits stillschweigend zugestanden, dennoch den unglücklichen edeln jungen Mann, der bis dahin aller Opfer sich fähig gezeigt hat, und ihr durchaus nicht als Sieger, sondern nur befehligt durch den ersten Strahl wirklicher glaubhafter Hoffnung nach langer Trennung entgegentritt, in so schroffer Weise abweist. Wohl ist die Julia Barrili's ein hochgefinntes, freiheitsstolzes Weib, die ihre Liebe zu Emanuel argwöhnisch und beinahe feindselig beobachtet, weil sie in ihr ahnt die Verkümmernng der vollen Freiheit ihres Handelns und ihrer Stellung. Unmöglich ist es nicht, daß eine solche Frau so handelt in dem kritischen Augenblick, wie der Dichter sie handeln läßt. Aber dennoch wird jeden Leser, zumeist aber jede Leserin, diese Szene peinlich berühren. Die Selbstsucht der Herzogin tritt hier so grell hervor, erzeugt eine so schreiende Dissonanz, daß keiner der nachfolgenden harmonischen Accorde uns völlig ausöhnt mit diesem tiefen Mißklang. —

Der letzte Band der Sammlung, der bis jetzt uns vorliegt (der fünfte), enthält kleine Novellen von verschiedenen Autoren. Den Reigen eröffnet Edmondo de Amicis, den seine Soldatengeschichten „Bozzetti militari“ (Florenz, 1869) in Italien rasch populär gemacht haben. In jedem Volke, das aus der Zerrissenheit der dynastischen Kleinstaataerei in das gesunde kraftvolle Leben eines Nationalstaates übergeht, finden sich Dichter, die begeistert das Lob jenes Wehrstandes singen, der meist die größten Opfer bringen muß, damit die ganze Nation die Früchte ihrer Einheitsbestrebungen ernte. Diese Dichter zeichnen dem Volke schön und sinnig, was es bedeutet, wenn das Berufsheer zum Volkzheer geworden. Wir Deutschen haben ganz in derselben Zeit wie Italien (seit 1866) dieselbe Wandlung durchgemacht; auch wir haben unsere Soldatengeschichtenerzähler. Die Bozzetti Militari Edmondo de Amicis werden daher auch bei uns gewiß ihr aufmerksames Publikum finden. Selten wird rührender und schöner die ideale Seite des Waffendienstes für die Nation auf wenigen Seiten geschildert werden können, als in dem kleinen Charakterbild „Ein Blumenstrauß“, den dieser Band als die zweite Erzählung bietet. Und dennoch wird der tiefe Eindruck dieser Skizze noch übertroffen von der ersten Erzählung „Carmela“. Hier erleben wir den gewaltigen Fortschritt, den die nationale Entwicklung von dem abgeschiedenen Garnisonsdienst des Berufssoldaten zu der bewußten, Alle umfassenden Pflichterfüllung des Volkes in Waffengethan hat, gleichsam an einem Einzelbild aus dem täglichen Leben durch.

Der Commandant einer weltfernen Garnison, auf einer Insel des mittelländischen Meeres bei Sicilien, wo es gilt drei bis vierhundert Deportirte zu

bewachen, bis nach drei Monaten die Ablösung eintrifft, hat die Liebe eines reinen Naturkinds der Insel gewonnen und die arme Carmela betrogen. Er hat sie verlassen, rein und unschuldig wie sie war, und ihr versprochen, bald zurückzukehren; aber er kehrt nicht zurück, er macht auf dem Festlande eine gute Partie und das arme Mädchen verfällt in Wahnsinn. Sie ist in dem eigenthümliche Wahn befangen, daß der Offizier der neuen Ablösung, die immer nach drei Monaten auf der Insel eintrifft, ihr sehnlich erwarteter Bräutigam sei. Sie umarmt ihn bei seiner Ankunft, sie setzt sich die Nacht durch auf die Steinstufen vor seiner Wohnung, sie lacht und weint, wenn er heraustritt und folgt jedem seiner Schritte. Wir sehen in ihr, wenn auch der Dichter zu fein ist das ausdrücklich auszusprechen, das Opfer der soldatischen Hybris, wie sie in der alten Zeit dem Bürgerstand gegenübertrat: dem Volk entfremdet, auf den eigenen Stand angewiesen und beschränkt, darum entschlossen, aus dem Verkehr mit dem Volke alle Genüsse zu ziehen, welche das rasch wechselnde Dasein, der Moment des Verweilens an einem Orte dem Soldaten bieten konnte. Der Offizier, der zu Anfang unserer Erzählung das entlegene Eiland mit seiner Truppe betritt, bezeichnend genug gerade im Jahre 1866*), wird uns nie anders genannt, als — „der Officier“. Er ist eben der Typus des Officierscorps der neuen Zeit. Er erkennt rasch und schmerzlich bewegt, was sein Vorgänger an dem Seelenfrieden dieser Unglücklichen gefrevelt und er wendet allen Scharfsinn und alle Kunst an, um den Frevel des Kameraden zu sühnen, die Wahnsinnige zu heilen. Er thut das anfangs ohne tieferen persönlichen Antheil an der Unglücklichen, gewissermaßen nur um seine Uniform wieder zu Ehren zu bringen. Je mehr sich aber seine Sympathie zu der Irnsinnigen in Liebe verwandelt, um so energischer und glücklicher werden seine Heilungsversuche. Er eignet sich allmählig, um den Wahn des Mädchens immer mehr ihr als Wahrheit erscheinen zu lassen, alle Eigenheiten des Treulosen an. Er trägt genau die Kleidung, die dieser trug; er lernt fechten wie er; er singt ihr dieselben Lieder, die Jener sang; er sucht sich endlich genau zu unterrichten, wie die letzten Vorgänge bei der Abreise jenes Offiziers sich zutragen, ehe sie wahnsinnig wurde; und als er das erfahren, läßt er in Gegenwart des aufmerksam beobachtenden Mädchens noch einmal jene Vorgänge, bis in's Kleinste treu kopirt, vor ihrem Auge sich wiederholen. Und wie nun „der Offizier“ die letzte entscheidende Bewegung macht, um sich aus dem Kreise der versammelten — nicht bloß rollenmäßig angetrunkenen — Honorationen des Ortes und des Garnisonsarztes mit einem entschlossenen „Vorwärts!“ hinweg zu begeben auf das angeblich harrende Dampfschiff — „da dringt ein lauter verzweifelter

*) „Vor drei Jahren.“ Die Bozzetti erschienen 1869.

Schrei aus Carmela's Brust. Mit einem Sprung stürzt sie auf den Lieutenant zu, klammert sich mit übermenschlicher Kraft um seinen Leib, küßt ihn wüthend ins Gesicht, auf den Hals, auf die Brust" — und sinkt dann bewußtlos auf den Boden, mit dem Kopf zu seinen Füßen. Sie ist gerettet. Sie hat erkannt, daß ihre Liebe nicht einem Phantom von Uniform, sondern einem gleichstimmten Wesen von Fleisch und Blut gilt.

Die Psychiatriker unsrer Irrenanstalten mögen über diese seltsame Heilung immerhin den Kopf schütteln. Auch Amicis hat sicherlich nicht die Absicht, ein Patent darauf zu nehmen. Aber mehr als menschliche Wahrscheinlichkeit der Charaktere und ihrer Handlungen und Stimmungen ist nie vom Dichter verlangt worden, und diese ist hier in außerordentlich eindrucksvoller Weise vorhanden. —

Als einen Humoristen vom feinsten Gepräge, nach dem Muster jener alten italienischen Klassiker, welche zuerst die Gattung der Novelle in die moderne Literatur einführten, doch, im Gegensatz zu ihnen, ohne alles obscene Beiwerk, lernen wir in den folgenden drei Nummern des Bandes *Enrico Castelnovo* kennen. Die Erzählungen sind den *Racconti e bozzetti* entnommen, die er 1872 in Florenz herausgegeben hat. Wir übergehen hier das feine Kabinetsstück „*Clarina's Staatsstreich*“, in dem die Tochter, die ihrem frühverwitweten Vater, solange sie zurückdenken kann, Alles gewesen, ihn „unter die Haube“ bringt, da sie erkennt, daß er ihre Lehrerin liebt, und daß sie, die Tochter allein, nicht mehr wie früher sein ganzes Herz ausfüllt. Wir übergehen die etwas breite und unsrer Empfindung in der Pointe oder Moral der Geschichte nicht ganz genügende, weil etwas gemeinpläßliche Sittenschilderung „*Ein Sonnenstrahl*.“ Aber wir weisen dafür mit freudigem Behagen hin auf die Humoreske „*der Schwager meiner Schwägerin*“. Selten ist der hohle Blaustrumpf geistreicher persifliert worden als hier; selten hat die reine humane Weiblichkeit im Gegensatz zum literarisch dilettirenden, weiblich eiteln Mannweib eine schönere Charakterisirung erfahren, als in Heloise, der kaum der Kindheit entwachsenen jüngeren Schwester der Bersfrevlerin. Aber diese Charakterzeichnung der weiblichen Haupttypen umfaßt bei weitem noch nicht den ganzen Reiz dieser kleinen Erzählung. Sie hieße ja sonst nicht „*der Schwager meiner Schwägerin*“. Dieser Schwager ist einer jener köstlichen Kleinstädter, die von ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit durchdrungen sind. Der Unglückliche, den ein widriges Geschick in die Kleinstadt führt, hat sofort Signor Meravigli auf den Fersen. Er nöthigt ihn, einen ganzen Tag in dem kleinen Nest zu verweilen, er veranstaltet zu Ehren des Fremdlings ein Diner, bei dem natürlich alle Honorationen des Ortes geladen sind — und was für Honorationen, jeder Einzelne von ihnen ein Juwel von köstlichster Individualität: von dem ungezogenen

Haussohn an, der den gränlichsten Unfug bei Tafel treibt, und dem heuchlerischen Wucherer, der immer von den humanen Absichten seiner Handelsoperationen spricht, bis zu dem „Professor“ Romeli, dem Redakteur des Oppositionsblattes, in dem einige Herren von der Redaktion gewisser Frankfurter und Berliner Raisonnirorgane unschwer ihre Photographie wiedererkennen dürften. Mehr wollen wir über den Inhalt nicht verrathen. Unsere Leser mögen die ganze Erzählung, das ganze Buch lesen; sie werden es gewiß nicht bereuen.

Den Schluß des Bändchens bildet eine Erzählung von Grazia Pierantoni Mancini und ist einer Sammlung Novellen (Dora u. a.) entnommen, die 1876 in Mailand erschienen sind. Der ungewöhnliche Titel „Das Haus versteckt, aber verliert nichts“ verschleiert eigentlich nur eine nichts weniger als ungewöhnliche Geschichte. Ein armer verwaister Maler entdeckt durch einen Zufall, daß er der eheliche Sohn eines wegen seiner Liebe zu einem armen Mädchen und seiner patriotischen Gesinnung verstoßenen, auf dem Schlachtfeld gefallenen Barons sei. Der reiche Großvater ist noch am Leben und will eben das Mädchen, das der junge Maler liebt, an seinen Großneffen verheirathen, den er für seinen Erben hält, als ihm ein ehrlicher Arbeiter in taktvollster Weise von der Existenz des Enkels Kenntniß gibt. Der Großvater besucht den Enkel in seinem bescheidenen Atelier und ist von ihm bezaubert, der unvermeidliche greise treue Diener vom Schlage des alten Daniel in den „Räubern“ gestaltet die Szene zu einer höchst rührenden. Der Lump von Großneffen ist zufrieden damit, daß ihm zum fünfzehnten Male die Schulden bezahlt werden. Und erst als Raphael und Argia die Hochzeitsreise antreten, verlassen wir das junge Paar. Alles das ist schon oft in Romanen und Novellen erzählt worden; daß der schlichte, ungelente Maurer Peppe die Erzählung uns niederschreibt, macht sie nicht gerade glaubhafter. Aber dennoch ist ein eigenthümlich origineller Hauch darüber ausgegossen; überall fallen interessante Streiflichter auf das italienische Volksleben, aus dessen Innerstem Gestalten und Empfindungen geschöpft sind, vor Allem das Gegenbild der alten Zeit und der alten Stände zu der schönen Gleichheit der Gegenwart, und dem hohen Gefühl des Selbstbewußtseins, das jeden Bürger des modernen Italiens erfüllt: *Civis Romanus sum!*

Die deutsche Uebersetzung ist durchweg des besten Lobes werth.